



„Ausländerleute sind auch normale Menschen“: Fridah, Henk, Elaine und Isabel am Küchentisch in der Kreuzberger Wohnung des Paares.

Foto: Matthias Lüdecke

War es die richtige Entscheidung, sie gehen zu lassen? Henk und Isabel Otte sitzen am Abend des 8. Juli am Küchentisch ihrer Kreuzberger Wohnung. Es herrscht Stille, eine merkwürdige Stille, wie das junge Paar sie kaum mehr kannte seit dem Tag drei Monate zuvor – dem Tag, als vor ihrer Tür eine junge Kenianerin stand, mit nichts als einem Koffer und ihrer Tochter. Nicht mal den Nachnamen der jungen Frau kannten sie, als sie ihr den Schlüssel gaben. Eine Fremde, aus der nach Wochen eine Freundin wurde, sie selbst spricht von Familie. Und jetzt haben sie Fridah sitzen gelassen.

Aber war es nicht von Anfang an klar: Drei Monate, bis sie, Isabel, im neunten Monat schwanger ist? Spätestens wenn ihre Tochter auf der Welt sein würde, wäre die Drei-Zimmer-Wohnung zu klein. Henk und Isabel schauen sich an. Sie wissen, dass das nicht die volle Wahrheit ist.

Wie so viele hatten sie helfen wollen. Isabel, 33, die Zahnärztin mit dem freundlichen Gesicht und der bedächtigen Stimme; Henk, 30, der Dokumentarfilmer mit dem getrimmten Bart und dem holländischen Akzent. Das Flüchtlingsdrama hatten sie direkt vor der Haustür: Flüchtlinge, die in einer Schule untergebracht waren, und einmal gar mit dem Messer aufeinander losgingen. Im Internet lasen sie von all den Schicksalen.

Inzwischen müssen viele Städte Turnhallen räumen und Zelte aufbauen. Die Bilder von brennenden Flüchtlingsheimen, sie täuschen über die große Hilfsbereitschaft hinweg, die es in der Republik ebenfalls gibt. Viele wissen nur nicht, was sie tun können. „Ich kann noch so tolle Sachen auf Facebook posten pro Flüchtling oder auf irgendwelche Demos gehen“, sagt Isabel. „Aber eine direkte Hilfe ist es auch nicht.“

Sie hatten dieses Zimmer. Acht Quadratmeter. Mit Hochbett. Seit ihre Mitbewohnerin vor einem Jahr ausgezogen ist, war es frei und diente Henk als Abstellraum für seine Kameraausrüstung oder als Gästezimmer. Sie könnten etwas Gutes damit tun.

Aus Amsterdam kannte Henk ein Pärchen, in deren Wohnung ein Flüchtling eingezogen war. Dann lasen sie vom Brandenburger CDU-Politiker Martin Patzelt, der die Deutschen dazu aufrief, Flüchtlinge aufzunehmen, und das selbst auch tat. Ihnen gefiel die Idee. Irgendwann wird sie zum Vorsatz.

Aber mal kündigt sich Besuch an, mal hat einer von beiden viel zu arbeiten. „Man findet immer wieder gute Argumente, warum das gerade nicht passt“, sagt Isabel. Was, wenn der Flüchtling traumatisiert ist und sie nicht damit umgehen können? Was, wenn Isabel mit einem wildfremden Mann allein ist und sich zu Hause nicht mehr wohlfühlt? „Wir hatten zwischendurch immer wieder Zweifel, weil das schon eine sehr unbequeme Idee ist.“

Im November erfahren sie, dass sie Eltern werden. Wenn sie etwas tun wollen, dann müssen sie es bald tun. An einem Wintertag spazieren sie zur Gerhart-Hauptmann-Schule. Sie wollen dem Leiter der Behelfsunterkunft anbieten, einen

Drei Monate mit Fridah

Immer mehr Deutsche nehmen Flüchtlinge bei sich zu Hause auf. Es ist oft ein Kampf mit den eigenen moralischen Ansprüchen. Wie bei Henk und Isabel. *Von Benjamin von Brackel*

Flüchtling aufzunehmen. Aber der Wachdienst lässt sie erst gar nicht hinein. „Es war vielleicht ein bisschen naiv“, sagt Isabel. Etwas erleichtert sind sie schon. Hatten sie es nicht wenigstens probiert?

Im Januar lesen sie von einer Organisation, die Flüchtlinge an Wohnungen vermittelt. „Flüchtlinge Willkommen“ heißt sie. 1100 WGs und Familien haben sich gemeldet, Hunderte Flüchtlinge warten auf der Liste. Vermittelt wurden allerdings bislang nur etwa 50 in Deutschland, 25 in Österreich. „Ich hatte das Gefühl, die meinen jetzt uns damit“, erzählt Isabel. Sie mussten nur eine E-Mail losschicken. Es gab keine Ausrede mehr.

An einem Tag kurz vor Ostern klingelt es an der Tür. Als Isabel aufmacht, sieht sie eine junge schwarze Frau mit kurzgeschorenen Haaren, neben ihr ein Kinderwagen, in dem eine Dreijährige schläft. Erstes Abtasten. Dann erzählt Fridah in gebrochenem Deutsch. Sie ist Asylbewerberin, wird geduldet. Henk und Isabel mögen ihre ruhige Art. Nach einer guten Stunde fragen sie Fridah, ob sie überhaupt hierher wolle. „Ja, natürlich“, sagt die 25-Jährige. „Klar will ich das!“

Als die beiden wieder allein auf dem Sofa im Wohnzimmer sitzen, neben dem Rennrad, dem Bildwerfer und dem Retroradio, sieht Henk Isabel an: „Ist ja eigentlich jetzt entschieden?“

Eine Woche später zieht Fridah ein. Isabel hat das Bett bezogen, Blumen auf den Tisch gestellt. Am Abend kocht Henk für alle einen Auflauf mit Gemüse, aus dem Fridahs Tochter Elaine nur die Nudeln raspuliert.

Die ersten Tage verhalten sie sich noch unsicher. Hat Fridah Geld, mit dem sie sich Essen kaufen kann, oder sollen sie das übernehmen? Teilen sie das Essen oder kauft jeder sein eigenes? Sie sprechen Fridah an und erfahren, dass sie 300 Euro im Monat bekommt, beschließen, dass sie mal zusammen essen, mal getrennt. Manchmal kocht Fridah für die beiden, dann gibt es dazu Japoti, einen Fladen aus Wasser, Mehl und Öl in der Pfanne gebacken. Fridah fragt, ob sie auch Besuch haben dürfe. Henk und

Isabel versuchen ihr zu vermitteln: Sie ist keine Mitbewohnerin mit den gleichen Rechten, wie sie sie haben.

Anfang Mai feiern sie mit Elaine Geburtstag, Kuchen und Luftballons inklusive. Manchmal gehen sie mit ihr in den Park, auf den Kinderbauernhof oder in den Zoo. Das erste Mal weint sie sofort, aber es geht jedes Mal besser. Sie haben das Mädchen liebgewonnen. Aber es ist auch eine Herausforderung. Manchmal ist Isabel am Ende des Tages zerschlagen vom Kindergeschrei. Nachts greift sie nach dem Ohrpax auf dem Nachttisch. „Es ist nicht nur alles süß und schön“, sagt sie. „Man kommt echt an seine Grenzen.“

Mit Fridah gehen sie in die Kirche und die Disco. Fridah fühlt sich wohl in der Altbauwohnung, umgeben vom Park und all den Cafés. Regeln stellen sie keine auf. „Henk und Isabel verstehen mich“, sagt sie. „Sie finden, Ausländerleute sind auch normale Menschen.“

Ende Mai sitzen Henk und Isabel am Küchentisch. Sie haben geheiratet. Isabel streicht mit den Händen über ihren Bauch, der sich wölbt. Das Zusammenleben ist kein Problem mehr. Dafür stellt sich ein neues: Sie fühlen sich verantwortlich für Fridah. Manchmal denkt Isabel: Ist das überhaupt eine Hilfe, wenn Fridah nach den drei Monaten zurück ins Flüchtlingsheim muss?

Sie hat Freunde gefragt, ob sie sich vorstellen könnten, Fridah aufzunehmen. Sie hat mit ihrem Bruder telefoniert, einem Anwalt. Und sie ist mit Fridah zur Kirche nach Neukölln gefahren, wo sie an Sonntagen dem Gottesdienst besucht. Die Kirche will in Wohnungen für Studenten auch Flüchtlinge aufnehmen – gegen Miete.

„Kann man nicht Geld sammeln?“, fragt Henk. „Eine Spendenaktion? Hab' ich auch gedacht“, erwidert Isabel. „Könnte man wirklich noch mal weiterdenken.“ Dann, nach einer Pause: „Man müsste eigentlich an die Wurzel des Problems.“ Was Fridah brauchte, das wäre ein Arbeits- und Bleiberecht. „Aber ihre Geschichte ist einfach nicht krass genug.“

„Man weiß eigentlich gar nicht so genau, warum sie weggegangen ist“, sagt Henk. „Hast du mal gesprochen mit ihr?“

„Ja, in Ansätzen.“

Nach Deutschland hat Fridah sich immer geseht. Wenn sie Deutsche Welle schaute, bewunderte sie die Straßen, Steinhäuser und Schlösser. In ihrer Wohnung in Nakuru, einer Bergstadt zwei Stunden von Nairobi entfernt, wohnte sie in einer Zweizimmerwohnung mit ihrer Mutter. Strom und fließendes Wasser gab es nicht. Abitur hatte sie gemacht und Deutsch gelernt. Aber wirklich nach Deutschland zu reisen – den Schritt hätte sie vielleicht nie getan, wenn ihre ältere Schwester, bei der sie lange gewohnt hatte, nicht gestorben wäre. Aussicht auf Arbeit gab es kaum. Jeder vierte Kenianer ist arbeitslos. Mehr als 40 Prozent leben unterhalb der Armutsgrenze von 1,25 Dollar pro Tag. Gerade Frauen haben es schwer.

Als Fridah vor ein paar Jahren dann in eine Lufthansa-Maschine stieg, um als Au-pair-Mädchen in Berlin zu arbeiten, war sie nervös. Sie dachte an all die blonden Leute, unter denen sie bald sein würde, die „wunderbaren Menschen“, wie sie sie aus dem Fernsehen kannte.

Als sie schwanger wurde, von einem Mann aus Kamerun, da war Fridah noch in Deutschland und wollte auch bleiben; sie wurde nach Brandenburg ins Flüchtlingsheim geschickt, dorthin, wo sie noch immer offiziell gemeldet ist.

Heute, an einem warmen Maitag, fährt sie mit der S-Bahn dorthin, nach Bestensee, um Post zu holen. Sie trägt Jeans-Weste, goldene Ohrhänge und Sonnenbrille. Als sie sich setzt, steckt sie sich Ohrstöpsel an und tippt gedankenverloren auf ihrem Telefon. Eine junge Frau, die wie andere junge Frauen in Berlin ihre Träume hat. Träume, die sie in Kenia nicht erfüllen konnte.

Gerne kommt sie nicht zurück nach Brandenburg. Im Supermarkt, erzählt sie, hätten Leute gerufen, sie habe Ebola. Manchmal hätten Rentner vor dem Tor zum Asylbewerberheim gestanden und hätten gerufen, sie seien Betrüger.

Hier wollte sie ihre Tochter nicht aufwachsen sehen, auch wenn das Heim sauber ist und sie ein eigenes Zimmer hat.

Durch ein Eisentor tritt sie auf einen Hof, der sich vor einem langgezogenen Zweckbau erstreckt. Im ersten Stock trifft sie die Heimleiterin. „Ich komme wegen Post“, sagt Fridah. „Das geht jetzt nicht, erst bei der Sprechstunde“, entgegnet die Frau. Fridah verzichtet keine Miene. Sie weiß, die Sprechstunde ist erst um halb zwei. Dann verpasst sie den Bus, der nur alle zwei Stunden fährt. Und kommt um Stunden zu spät, um Elaine aus der Kita abzuholen. „Wann ist die?“, fragt sie. „Das steht auf dem Aushang, du wohnst jetzt ein Jahr hier, das muss du doch wissen.“ Fridah wartet einen Moment, dann dreht sie sich zur Treppe um.

In ihrem Zimmer mit dem PVC-Boden, dem Tisch, Bett und Kinderbett klebt am Fenster ein 20-Prozent-Gutschein von „New Yorker“, dahinter fällt der Blick auf eine ockerfarbene Hauswand. Vor der sitzt ein Afrikaner auf einem Plastikstuhl und raucht.

Fridah schaltet den Fernseher an. Es läuft ihr Lieblingsprogramm, „Mein RTL“. Sie ist jung, sie will etwas leisten, am liebsten als Krankenschwester. Aber sie darf nicht. Die Tage werden manchmal sehr lang, nur die Deutschkurse viermal die Woche bringen ihr Abwechslung. „Warum soll ich hier nur sitzen?“, fragt sie. Erst wenn ihre Tochter acht Jahre alt ist, erfährt sie, würde sie arbeiten dürfen. In fünf Jahren. Eine Frau in der Ausländerbehörde habe ihr gesagt: Entweder sie gehe zurück nach Kenia, oder sie finde sich damit ab.

Um 12.40 Uhr geht Fridah an den drei vor dem Büro sitzenden Männern vorbei und klopft. „Erst 13.30 Uhr!“, zischt die Heimleiterin, sie hat ein Telefon am Ohr und lässt Fridah schließlich doch herein. „Heute mache ich eine Ausnahme“, sagt sie und überreicht Fridah drei Briefe. Die soll sie aber verstecken, wenn sie rausgeht, sonst würde sich keiner mehr an die Sprechzeiten halten. Ein bisschen ist das so wie mit der Flüchtlingspolitik insgesamt: Dem Einzelnen würden die Politiker und Behördenmitarbeiter ja gerne helfen, aber sie müssen auch an das System denken.

Ein paar Wochen später fahren Isabel und Fridah nach Königs Wusterhausen zur Ausländerbehörde. Isabel hilft beim Ausfüllen der Anträge für einen Ortswechsel nach Berlin. Der Beamte blättert durch die Akte, zieht den Pass heraus, den Fridah seit Jahren nicht gesehen hat. Er sagt: Sie erfülle eigentlich alle Voraussetzungen, um eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Nur müsse sie sich dafür um einen Job bewerben. Einen Job? Sie darf arbeiten? Fridahs Gesicht hellt sich auf. Einige Tage später bewirbt sie sich in einem Hotel, nicht weit von der Wohnung entfernt, als Zimmermädchen.

Wieder ein paar Tage später der Rückschlag: Sie hält einen Brief vom Bezirksamt in der Hand, in dem steht, dass sie den Kita-Platz für ihre Tochter in Berlin verliert. Sie müsste wieder nach Brandenburg. Und weil sie den ganzen Tag auf Elaine aufpassen muss, kann sie nicht ins Hotel.

Am ersten Juliabend öffnet Elaine die Tür und ruft: „Kita, Kita!“ Sie ist aufgedreht, ihr fehlen die anderen Kinder. „Ich werde wahnsinnig, wenn ich in diese Behördensache einsteige“, sagt Isabel. „Das eine hängt immer vom anderen ab.“ Isabels Bauch wölbt sich wie ein Fußball unter ihrem schwarzen Top. Es ist Fridahs letzte Woche hier. Erst als sie auf der Fahrt nach Königs Wusterhausen im VW Golf nebeneinandersaßen, hatte Fridah gefragt: „Wann muss ich eigentlich ausziehen?“

Isabel musste schlucken. „Wir gucken jetzt, dass du was findest überhaupt“, sagte sie. Aber sie peilten das erste Juliwochenende an.

Elaine nennt Isabel nicht mehr „Sesabel“, sondern spricht ihren Namen richtig aus. Neulich ist sie neben Henk auf dem Sofa eingeschlafen, während er telefonierte. Er ist zum Ersatzpapa geworden. Einmal, da kam ihm der Gedanke: Warum soll sie nicht einfach bleiben. Irgendwie würden sie das schon hinkriegen: Ihre Tochter könne ja die erste Zeit mit ins Schlafzimmer. Er erzählte Isabel von der Idee.

Am nächsten Tag brüllte Elaine stundenlang herum. Am Abend, als beide mit dem Nerven am Ende waren, sah Isabel Henk an und sagte: „Du hast ja gesagt, die können jetzt für immer hier bleiben.“

Henk blickte zurück. An einem schwülheißen Sonntag verfrachten sie Koffer, Reisebett und Spielsachen in den Mercedes-Campingbus und fahren nach Wilmersdorf, einem bürgerlichen Stadtbezirk im Westen der Stadt. Über die Flüchtlingsorganisation hat Fridah eine neue Bleibe gefunden: Eine 29-Jährige nimmt sie in ihrer Altbauwohnung auf. Mit Hilfe von zwei Kenianern aus dem Flüchtlingsheim tragen sie alles in den fünften Stock. Isabel beruhigt es zu sehen, bei wem Fridah nun lebt. „Ich hab gemerkt, dass es mir nicht egal ist, wer das ist.“ Beim Abschied bedankt sich Fridah bei Isabel, beide haben Tränen in den Augen.

Wenn Isabel in den Tagen darauf ihre Wohnung aufschließt, wartet sie schon auf die Rufe von Elaine: „Isabeell, Hänk!“ Aber es bleibt still. Der Blick nach rechts in das kleine leere Zimmer. An Elaine erinnern nur noch die roten Kritzeleien auf Tapete und Dielenboden, die Isabel beim Auszug entdeckt hat.

Als das Ehepaar drei Tage danach auf dem Sofa sitzt, überlegen sie ein letztes Mal: Es wäre nicht unmöglich gewesen, sie hierzubehalten. Aber es wäre sehr, sehr anstrengend geworden. Die letzten Wochen brauchen sie Ruhe, bis das Kind kommt. „Ihr müsst jetzt an euch denken“, rieten Freunde.

Sie merken, dass sie durch Fridah mehr Dankbarkeit für ihr Leben empfinden. Weil es Menschen gibt, die mit viel weniger auskommen, weniger Geld, weniger Dingen. Die nicht wissen, was in den nächsten Monaten oder Jahren sein wird. „Diese Sicherheit ist ein Riesengeschenk“, sagt Isabel. Klar, das helfe Fridah nichts. Aber Isabel weiß, dass es ihr jetzt gutgeht, dort, in der neuen Wohnung, mit der neuen Mitbewohnerin.

Nächste Woche wollen sie Fridah besuchen gehen.